

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Billerstr. 6.

Nr. 9.

Samstag, 26. August 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. Melz.

9 „Und da müssen, wie gesagt“, fuhr die Generalin fort, als wenn sie das ganze Unwetter überhört hätte, „Vorbereitungen materieller Art getroffen werden, mit denen Sie, Herr Obrist, wohl die Güte haben müßten, sich zu beschäftigen.“

Wir wollen nicht behaupten, daß dieses geradezu kolossale Selbstvertrauen auf irgend eine Art dem Obristen zu imponieren vermochte. Im Gegenteil — er fand es in hohem Grade komisch. Aber man kennt mit uns die außerordentliche Verehrung und Freundschaft, die er für die Gemahlin seines toten Kameraden seit über fünfzehn Jahren hegte, und die Idee, daß sie, seiner Meinung nach mit apodiktischer Sicherheit, einer schmachvollen Niederlage entgegenstehe, die noch dazu den Frieden des Hauses auf ewige Zeiten stören würde — diese Idee brachte in einem Augenblicke inmitten des Wortgeflechtes eine ganze Revolution in seinem Hirne zustande. — Daß sein Schnurbart zuerst darunter zu leiden hatte, kann man sich vorstellen, aber es gelang ihm auch — vielleicht auf Grund seines energischen Zupfens und Ziehens, in ein paar Minuten seinem Geiste eine so außerordentliche Ruhe zu geben, wie derselbe seit den letzten Stunden sich nicht rühmen konnte, besessen zu haben.

„Die arme Frau,“ dachte er bei sich — „mag es ihr auch immerhin ein bißchen im Oberstübchen spuren; aber sie ist doch eine außerordentliche Frau und ich würde mich schämen, sie im Stich zu lassen. — Es wird die zweite Auflage der Affaire bei Distelheim sein. Sie wird sich dermaßen hineinreiten, daß sie froh sein wird, wenn die Dragoner sie heraus-hauen. Es kommt mir sogar vor, als wenn sie schon gehörig drinjässe; — denn es ist klar, daß sie die beiden jungen Menschen immer mehr auseinander-bringt! — Hier also nicht gezaubert; es kommt mir vor, als wenn mein braver Hohenberg mir von dort oben zunichte. — Allons.“

Und nachdem er diese schönen Gedanken in viel kürzerer Zeit, als wir sie geschrieben, ausgedacht hatte, war plötzlich eine radikale Veränderung mit ihm vorgegangen. Eine gewissermaßen großartige Ruhe war über ihn gekommen. Man hätte, wenn man ihn jetzt sah, eine Wette eingehen mögen, daß es der Generalin nicht mehr gelingen würde, sie möchte sagen und thun, was sie wollte, ihn aus seinem

plastischen Gleichmut herauszubringen. Mit einer gewissen Eleganz sogar in der äußerlichen Gebärde ging er auf sie zu und bot ihr seinen Arm an.

„Was soll das?“ fragte sie ganz erstaunt; aber dem ungeachtet legte sie ihren Arm in den seinen. — Dann führte er sie bis zu ihrem Lehstuhl zurück und mit einem galanten „Excellenz erlauben“ zog er sich einen Sessel heran. — Sie sah ihm mit einem fast komischen Erstaunen im Gesichte zu. — Er räusperte sich, gab seinem martialischen Gesichte einen freundlichen Ausdruck und begann:

„Excellenz kennen mich nun seit — ich weiß eigentlich selbst nicht wie lange — und wie lange ich mit meinem guten Hohenberg befreundet war — das ist schon so lange her, wie ich überhaupt denken kann. Wir haben viel miteinander durchgemacht — haben uns viel einer dem andern nachgesehen, kurz — haben wie ein paar wahre Kameraden miteinander gelebt, und wann sein letzter Händedruck auf Erden, wie es sich gebührt, für Sie, gnädige Frau war, so galt doch der vorletzte mir!“

Berting hielt einen Augenblick inne und hüftelte leicht. — Der Generalin mußte plötzlich etwas ins Auge geflogen sein: denn sie wandte den Kopf nach der andern Seite und war gezwungen, ihr Tuch aus der Tasche zu ziehen.

„Seitdem“, fuhr der Obrist fort, „haben wir beide eng zusammengehalten, Sie haben oft viel Geduld mit mir haben müssen, und haben sie gehabt. Dafür schulde ich Ihnen meinen wärmsten Dank. Ich weiß es ganz gut, daß es nicht leicht ist, mit mir auszukommen.“

„Das ist allen Männern eigen, und Sie sind noch einer von den Bessern,“ erwiderte die Generalin, die dermaßen, obgleich sie noch gar nicht wußte, wohin Berting zielte, das Bewußtsein ihres Triumphes, hatte, daß sie anfang, großmütig erscheinen zu wollen.

„Kurz, Excellenz, — ich bin überzeugt, daß, wenn es denen, die von uns scheiden, manchmal gestattet ist, einen Blick auf das Leben derer zu werfen, die ihnen hienieden teuer waren, Hohenberg gewiß befriedigt sein wird.“

Wir befinden uns jetzt in einem Augenblicke,“ fuhr Obrist von Berting fort, „wo jeder seinen eigenen Weg einschlagen will. Trotz meines wohlgemeinten Rates wollen Excellenz die Campagne gegen die Baronesse und meinen Sohn eröffnen. Ich habe gethan, was mir irgend möglich ist, um meine persönliche Meinung zur Geltung zu bringen. Dieselbe ist nicht durchgedrungen. Gut! — Jetzt tritt

das alte hierarchische Verhältnis wieder ein. Befehlen Sie! — Aber Sie selbst haben wohl noch nie daran gedacht, daß ich Sie allein lassen würde gewissen Dingen gegenüber, mit denen sich eine Frau — ich will sagen: ein General en chef, nicht befassen kann noch darf und die er seinen Untergebenen überlassen muß. — So! — nicht wahr, wir sind einig! Die Bertingschen Dragoner melden sich als zum Hauptquartier gestoßen und erwarten die weitem Befehle Ew. Excellenz!“

Der Leser wird nicht umhin können — wir sind überzeugt davon —, seine vollste Sympathie und Hochachtung dem guten alten Herrn zu zollen, der alle seine vorgefaßten Meinungen und Ansichten über den Haufen warf im Augenblicke, wo er begriff, daß es sich darum handle, seine alte Freundin vor irgend einer Gefahr — wenn auch nur vor der der Lächerlichkeit — zu schützen.

Doch fürchten wir, daß die Sympathie, wenn solche im Geiste des Lesers für Frau von Hohenberg existiert, augenblicklich schwinden wird, wenn man erfährt, daß nichts in ihr sich regt, das andeutete, daß sie eine entfernte Ahnung von der Tragweite des Edelmutens des Obristen habe. Keine Militärverordnungen, Spezialanleitungen und kriegsministerliche Reskripte — kein Reglement und keine noch so strift und strenge durchgeführte Disziplin war fähig gewesen, bei ihr eine gewisse und nicht unbeträchtliche Dosis von weiblicher Eitelkeit zu unterdrücken oder gar zu beseitigen. Ihr ganzes System des strengen Rechthabens beruhte darauf!

Sie sah in dem ganzen Vorgehen Bertings nichts weiter als ihren Triumph über den ritzen Reiterobrist. Das schmeichelte ihr zwar; aber am Ende hielt sie das Vorgefallene für selbstverständlich. Sie hatte es ja beschlossen; — also wie hätte es denn anders kommen sollen? Außerdem war das Betragen ihres alten Freundes ja weiter nichts als die Befolgung der hierarchischen Regeln, die jeder Armee als Basis dienen. — Also was war denn weiter geschehen? Sie wäre sogar vollständig nach verschiedenen Paragraphen berechtigt gewesen, ritzend zu bemerken, daß der Obrist ziemlich lange geögert habe, sich ihren Anordnungen zu fügen; aber sie war ihm ja stets wohlwollend gesinnt gewesen und entschloß sich leicht, es für diesmal noch so hingehen zu lassen.

Diese oder eine ähnliche war die Gedankenarbeit, welche sich im Hirne der Generalin während der letzten Rede Bertings vollzog. — Als er geendet, nickte sie daher ganz einfach mit dem Kopfe und sagte mit zwar freundlicher, aber doch nicht im geringsten wärmerer Stimme, wie bei der gleichgültigsten Angelegenheit:

„Ich danke Ihnen, lieber Obrist. Es ist selbstverständlich, daß ich Ihre Kooperation nicht abweise und überzeugt bin, daß Sie auf dem Ihnen angewiesenen Posten zu meiner vollständigsten Zufriedenheit handeln werden. — Aber vorläufig kann ich Sie nur für einen unbedeutenden Tirailleurdienst verwenden. Ich meine, daß ich es für gut befinde, daß Sie bei jeder passenden Gelegenheit den beiden jungen Leuten ins Gedächtnis rufen, daß mein Wille der

ist: zu Ostern muß Hochzeit sein. Kleine Hindernisse und Widerstandsanflüge der Gegner werden Ihnen leicht werden bei Ihrer anerkannten Intelligenz und Energie zu verhindern, eventuell niederzuhalten. — So! das wäre wirklich alles, was ich Ihnen zu sagen hätte. — Ich danke Ihnen, lieber Obrist von Berting!“

Dann hatte sie sich schnell erhoben, salutierte und war festen und dröhnenden Schrittes zum Zimmer hinausmarschiert, den Obristen, der sie und ihre Art und Weise zu handeln doch ganz genau kennen mußte, democh ziemlich perplex zurücklassend.

„Das heißt,“ meinte dieser nach einer kleinen Weile, in welcher er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, seinen Gedanken, wie gewöhnlich eine laute Form gebend — „das heißt folgendes: Haben Sie die Güte, lieber Obrist, diese Angelegenheit, in der ich nicht mehr ein und aus weiß — es vielleicht auch nie gewußt habe, aufs Beste — das heißt, wie ich es will, zu arrangieren. Wenn es Ihnen gelingt, so habe ich triumphiert; andernfalls tragen Sie die ganze Schmach der Niederlage! Ja! — so heißt es! — Du lieber Himmel! Ich habe vielleicht Unrecht, darüber erstaunt zu sein. Sie machte es so, wie es in unserm Handwerk ja immer geschieht. — Und hier ist es auch besser so! Es ist besser, daß ich mich blamiere, als daß sie sich von einem Schlingel wie meinem Herrn Sohn lächerlich machen läßt. . . Apropos, mein Sohn! Jetzt, wo ich ein Kommando habe, werde ich dem Herrn Lieutenant einmal gehörig den Kopf waschen! — So! Nun dann en route! — Der Feldzug ist auch meinerseits eröffnet. Der Geier soll mich regieren, wenn ich das allgeringste Vertrauen in meine Befähigung setze, denselben glücklich zu beenden. — Aber ich weiß das doch wenigstens von mir — ich gebe mich keiner unsinnigen Selbsttäuschung hin — während sie . . . pft . . . man räsioniert nicht auf seinen Vorgesetzten, wenn man im Dienste ist!“

Und auch er verließ das Gemach!

7.

Am nächsten Tage ritt Obrist von Berting nach der Stadt, um seinen Sohn zu besuchen.

Dieser ging gerade mit einem sehr mißvergünstigten Gesichte in seinem Zimmer auf und ab, als er seinen Vater vor der Hausthür vom Pferde steigen sah. — Schnell schloß er seinen Schreibsekretär und ging ihm entgegen — jedoch mit einer Miene, die eher auf eine Pflichterfüllung schließen ließ, als auf das Vergnügen, das ein Sohn empfindet, wenn er seinen Vater seit längerer Zeit nicht gesehen hat.

„Bon jour, Herr Lieutenant!“ rief der alte Herr, nachdem er ganz langsam die ihm ganz ungewohnten Treppen heraufgestiegen war und sich halb erschöpft in einen ihm schnell offerierten Lehnstuhl geworfen hatte, — „Bon jour. Die Neugierde, weiter nichts, führt mich zu Dir!“

„Wie meinen Sie, lieber Papa? — Aber vor allen Dingen, — Sie scheinen ermüdet — darf ich Ihnen etwas anbieten, um Sie zu restaurieren?“

„Nehme an — ein Glas Wein wirst Du wohl im Hause haben?“

„Stets, lieber Papa! —“

„Dachte es mir — also vorwärts!“

Während nun Alfred in Vertretung seines zukünftigerweise abwesenden Varschen alles zur Erquickung seines Vaters vorbereitete, hatte dieser, ohne daß er es merkte, einen scharfen und durchdringenden Blick auf seinen Sohn geworfen, dessen auffallend verändertes und stilleres Wesen ihm nicht entgangen war. Beide waren bereits länger als zehn Minuten zusammen, ohne daß dem Lieutenant ein einziges Mal die lose Zunge einen Streich gespielt, ohne daß er ein einziges Mal irgend einen Witz, wenn auch den schlechtesten und ältesten, vom Nagel gerissen hätte. — Was hatte das zu bedeuten?

„Hier, lieber Papa, — darf ich Ihnen einschicken? So!“

„Aber Du? — Du wirst mir doch Bescheid thun!“

„Wie Sie wünschen! — So! — Auf Ihr Wohl, Papa!“

„Du sollst leben, Alfred — hm . . . Das heißt, wie Du lebst, das möchte ich wohl wissen, da Du Dich seit ich weiß nicht wie viel Ewigkeiten bei uns draußen nicht hast blicken lassen.“

„Sie haben Recht, Papa, — heute machte ich mir selbst Vorwürfe darüber, und nahm mir vor, die erste freie Stunde zu einem Ritte zu Ihnen zu benutzen!“

„Hm . . . so! Sollte eine gewisse Furcht nicht der Grund dieser ungewöhnlich langen Abwesenheit gewesen sein?“

„Furcht? — Was meinen Sie, Papa?“

„Was weiß ich? — neue Schulden — irgend einen dummen Streich, der nach so vielen andern dummen Streichen . . .“

„Mein Wort darauf, nichts von alledem!“

„So . . . dann thut's mir leid . . . das heißt, es thut mir nicht im geringsten leid; aber ich möchte doch die nähern und exakteren Gründe kennen, warum Du nicht mehr zu uns hinauskömst.“

„Ich versichere Sie, lieber Papa, daß ich Ihnen wirklich keinen andern Grund anzugeben vermöchte.“

Der Obrist rieb sich die Nase — er wußte eigentlich gar nicht mehr, was er sagen sollte . . .

„Nichts Neues?“

„Das ich nicht wüßte. Wo sollte es hier etwas Neues geben?“

„Was wird im Kasino getrieben?“

„Kann nicht dienen. Bin seit beinahe zwei Wochen nicht dagewesen — und habe auch sonst nichts gehört.“

„Aber wo verbringst Du denn Deine Abende?“

„Hier zu Hause, Papa — lesend, schreibend — bald dieses, bald jenes mir vornehmend . . .“

Die Ader schwoh fingerdick auf der Stirn des Obristen — doch eine letzte Reflektion hielt einen Ausbruch noch zurück.

„Hast vielleicht kein Geld, armer Teufel, und hast den sehr löblichen Voratz gefaßt, keine neuen Schulden zu machen.“

„Bitte um Entschuldigung, Papa — ich war lange nicht so gut bei Kassa wie jetzt, und wenn ich dienen kann . . .“

Jetzt war das Maß voll — jetzt brach das Unwetter mit aller Macht los.

„Preuzmillionen Donnerwetter! — wer magt es, mich hier zum Narren zu halten! Glaubst Du vielleicht, daß ich der Wachtmeister Anton Streit, der alte Esel, bin, dem Du einen Rapport dikstierst? — Sakrement, ich lache gern über einen guten Witz, das weißt Du, aber ich möchte es mir doch ernstlich verbitten, daß Du den Obristen von Bering, der nebenbei noch Dein Vater ist, für einen Polichinelle ansiehst, dem man allerlei Faren vormachen kann. Verstanden, Herr Lieutenant? . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Der Preisrichter.

Ein Idyll aus einer kleinen Stadt.

Von Julius Weil.

(Schluß.)

Alles dessen wurde sich heute der Meister zum ersten Male voll bewußt, und er kam sich beinahe so groß vor wie sein reicher Kollege am Marktplatz, der den schönsten Laden in der Stadt hatte. Als daher die Einladung eintraf, einer Besprechung der Preisrichter auf dem Rathause beizuwohnen, nahm er dies als eine ihm wohlgeziemende Ehre und Auszeichnung hin. In seinem Sonntagsrocke, dessen übermäßig lange Taille der neuesten Mode nicht ganz entsprach, der aber deshalb nicht weniger feierlich kleidete, begleitet von den Warnungen und Verhaltensmaßregeln seiner Minna, begab er sich zur festgesetzten Stunde in die Versammlung. Manche von den angesehenen Industriellen sahen den kleinen Meister über die Achseln an, aber dafür erfuhr er die Genußthung, vom Herrn Bürgermeister eigenhändig begrüßt zu werden. Das Wohlthunende dieses Händedrucks empfand er noch tagelang, und er sagte sich, daß er dem Magistrate doch Unrecht gethan habe, die Leute seien gar nicht so!

Uebrigens lief die Versammlung für ihn nicht ganz glatt ab. Zwar die großartigen Reden, welche verschiedene Herren über das Wesen der Ausstellungen an sich und die moralischen und materiellen Vorteile der Lehrlingsausstellungen im Besondern hielten, nahm er ohne erheblichen Schaden zu sich, da er nur das Geringste davon verstand, als sich aber die gesamte Preisrichterschaft in den Ratskeller begab, um nach der väterlichen Sitte beim kühlen Trunke sich von der ausgestandenen Belehrung zu erholen, da vermochte er nicht in gleicher Weise seine Standhaftigkeit zu behaupten, sondern mußte die berausenden Wirkungen des Bieres wie des Ruhmes über sein nüchternes Gemüthe ergehen lassen.

„Wilhelm! Wilhelm!“ sagte die Meisterin bekümmert zu dem vor seliger Erheiterung Heimgekehrten. „Ich fürchte, Du bist in schlechte Gesellschaft geraten, gib lieber die ganze Sache auf, Wilhelm!“

„Das verstehst Du nicht, Minna!“ lallte er. „Handwerk hat einen goldenen Boden — sagt der Herr Bürgermeister, und die Prinzipien, sagt er — von den Grundsätzen — von den Lehrlingen und

Ausstellungen, sagt er — das verstehst Du nicht, Minna!"

"Wilhelm, um Gotteswillen, was redest Du da für Zeug zusammen?"

Aber der Meister hörte sie nicht mehr; denn er war bereits über seinen letzten Worten geräuschvoll eingeschlafen.

Zur Ehre Meister Miesels sei berichtet, daß sich diese Scene nicht mehr wiederholte, vielleicht infolge der energischen Vorstellungen seiner Gattin, vielleicht auch weil sich keine fernere Gelegenheit zu gemeinsamem Ideenaustausch für die Preisrichter darbot. Denn diese hatten jetzt, ein jeder für sich, mit der Ansicht und Prüfung der ausgestellten Arbeiten alle Hände voll zu thun. Miesel allein ausgenommen, welcher von den in Parade aufgestellten Regimentern von Stiefeln, Gamaschen, Schuhen und Pantoffeln so geblendet wurde, daß er eines ruhigen Urtheils überhaupt nicht fähig schien. Ganz verblüfft starrete er diese ritterlichen Kanonen, diese koketten Stiefelchen, diese bombensfesten Doppelsohligen an. Da war überall die größte Solidität mit dem zartesten Geschmack verbunden, ja — und das frappierte ihn am meisten — selbst auf den Riesensohlen eines rindsledernen Wasserstiefels prangten anmutige Arafbesken in gelb und braun! Und alle diese Kunstwerke waren aus ungeübten Händen hervorgegangen — waren Lehrlingsarbeiten! Das ging über seinen Horizont, er verstand diese Welt nicht, wo die fertigen Meister vom Himmel fallen, wo es keine schiefen Nähte, keine fehlgegangenen Nägel, keine mißlungenen Formen giebt! Und hier sollte er Richter sein? Er mit seinem längst überwundenen, ganz gemeinen Handwerkerstandpunkt, mit seinen kniehohen Schäften und kahnartigen Unterbauten? Man hatte ihm zu viel zugetraut, er fühlte jetzt selber, daß er doch nur ein gewöhnlicher Flickschuster war. Er wollte offen seine Unfähigkeit eingestehen und sein Amt in die Hände des Magistrats zurückgeben.

Aber was ist das? Seine verzweifelt umherirrenden Blicke fallen plötzlich auf einen einsamen Stiefel, der inmitten dieser glänzenden Herrschaften wie ein aufspringlicher Proletarier dasteht, die geflickte Sohle frech dem Meister zuwendend.

Der Meister stürzt auf den Bettler zu. Man sieht ihm die Freude an, mit der er den neuen Fleck auf der Sohle betrachtet. Das ist Kern! das ist Schule und Methode! Das sitzt fest wie Eisen; eher geht das Leder samt der übrigen Sohle zum Teufel, ehe sich dieser Fleck rührt! Man fühlt förmlich den schmerzhaften Druck der Fußsohle, wenn man diese derben Verhältnisse, diese energischen Konturen betrachtet! Kaum vermochte sich der Meister von diesem Stück zu trennen, es nutete ihn fast wie ein Werk seiner eigenen Hände an, er konnte nicht müde werden, die Festigkeit und Sicherheit der Arbeit zu bewundern. Hier war keine Täuschung möglich, kein ehrfurchtiger Meister, kein dienstwilliger Geselle hatte ihn nachgeholfen — das war Lehrlingsarbeit wie sie sein muß, diese allein verdiente daher den Preis. Die übrigen Preisrichter von der Schuhbranche zuckten mitleidig die Achseln, als Meister Miesel den plebejischen Sohlenfleck zur Prämierung vorschlug, und sträubten

sich anfänglich mit aller Entschiedenheit dagegen; als aber der Meister hartnäckig bei seinem Vorschlage stehen blieb und jeder andern Arbeit den Preis zu versagen drohte, gaben sie nach und die geflickte Sohle erhielt den zweiten Preis.

Am Tage, als die Preisverteilung verkündet wurde, vollzog sich in der Werkstatt eines großen Schuhkünstlers zu Gudewitz ein fürchterliches Strafgericht. Umgeben von seinen Gesellen und Lehrlingen stand der Meister mit geschwungenem Knieriemen vor dem zweitjüngsten der Lehrlinge, Gottlieb Ganskopf geheißten, dessen zitternde Lippen ein schmähliches Verbrechen beichteten, während seine mit Thränen gefüllten Augen angstvoll nach des Meisters Folterinstrument schielten. Allerdings ein schmähliches Verbrechen!

Kaum war nämlich das Unglaubliche bekannt geworden, daß Gottliebs Arbeit preisgekrönt sei, so hatte sich ein Sturm der Entrüstung in der Werkstatt erhoben; denn über Gottliebs Befähigung gab es in derselben nur ein Urtheil, und das lautete: Unter aller Kritik! Wie war es nur zugegangen, daß gerade er einen Preis davongetragen? Da mußte eine große Intrigue, ja ein Verbrechen mußte dahinter stecken! Und so war es auch. Gottlieb sollte nach dem strengen Gebot des Meisters wie die übrigen Lehrlinge eine selbstgefertigte Arbeit ausstellen, aber er brachte nichts zustande. Da kam just am letzten Tage eine Flickarbeit von Meister Miesel, die diesem, wie oft, wenn eilige Arbeiten vorlagen, übertragen worden war, zurück, und in Gottlieb Ganskopfs Gehirn entstand der große Gedanke: Wie, wenn du diesen bescheidenen Sohlenfleck als deiner Hände Werk ausgiebst! Herauskommen kann es ja nicht, denn wer wird diesen schäbigen Stiefelveteranen ansehen! Gedacht, gethan. So kam Meister Miesels formengewaltige Plastik in die Ausstellung, so erregte sie des eigenen Schöpfers staunende Bewunderung, und so erhielt sie den zweiten Preis!

Indes nun der ruhmgekrönte Gottlieb Ganskopf unter dem tausenden Knieriemen sich krümmte, saß Meister Miesel daheim auf seinem Schemel und freute sich, im Nachgenuß der ihm widerfahrenen Ehre schwelgend, seiner wohlgelungenen That. Doch die Freude sollte nicht lange währen. Denn wie ein Lauffeuer hatte sich das Gerücht durch Gudewitz verbreitet: der Schuster Miesel habe seine eigene Arbeit preisgekrönt! und gute Freunde und gefällige Nachbarn sorgten alsbald dafür, daß die Sache mit allem, was dazu gehörte und dazu erfunden wurde, zur sichern Kenntniß des armen Meisters gelangte. Der war wie vom Donner gerührt und begriff nun erst, warum es ihn beim Anblick der verhängnisvollen Sohlen so mächtig gepackt hatte.

"Ach, ich Esel!" schrie er, "ich großer Esel!" und seine Gattin seufzte dazu und sagte: "Siehst Du, Wilhelm, hättest Du auf mich gehört!" Doch der Meister hörte auch jetzt nicht auf sie, sondern lief fassunglos um seinen Schemel herum und rief nur immer: "Die Schande und Blamage überleb' ich nicht!"

Er hat sie aber doch überlebt und der Demokrat sagte, als er davon erfuhr: "Hab ich's nicht gleich

gesagt? Er ist wie geschaffen zum Preisrichter! Er muß auch noch Stadtrat werden!"

Egypten und die Ägypter.

(Schluß.)

Im scharfen Gegensatz zu den Fellahs steht der andere Hauptzweig der ägyptischen Bevölkerung, die Beduinen, welche etwa 500 000 Köpfe zählen. Manche von ihnen leben vereinzelt in der Wüste, wo sie ein Nomadenleben führen, die meisten derselben sind in Dörfern ansässig, in der Nähe des Kulturlandes oder auf sandigen Strichen innerhalb desselben. Sie leben meist von Viehhandel und theilen sich in große Bunde, an deren Spitze mächtige Scheiks stehen. Schon durch sein äußerliches Auftreten unterscheidet sich der Beduine vom Fellah; aufrecht und stolz ist seine Haltung, frei und sicher der Blick und mit Selbstbewußtsein spricht er: *Auna bedam* — ich bin Beduine. Während der Fellah meist nur mit einer zerlumpten blauen oder ehemals weiß gewesenen Bluse bekleidet ist, trägt der Beduine ein reines, weißes Hemd auf dem Leib, das von einem Leder-gürtel zusammengehalten wird, in welchem seine Waffen stecken. Ueber diesem Kleidungsstücke trägt der Beduine einen langen gestreiften Ueberwurf, die Füße stecken in Sandalen und der Kopf ist mit einem Seidentuch (Keffie) unwickelt, über welchen die eigentümliche lange Platte der Wüstenaraber weit emporragt. Aus den scharfmarkierten Zügen des Beduinen strahlen Mut, Gutmütigkeit, Offenheit, Scharfsinn; die dunkeln, blitzenden Augen, die gebogene Nase erinnern an die Römer. Die Freiheit liebt der Beduine über alles und es bedurfte langer und blutiger Kämpfe mit den Türken, ehe sich die Beduinen dazu verstanden, die türkische Herrschaft und nach ihr die Oberhoheit des Bizanzkaisers anzuerkennen; noch jetzt kann die Regierung in Kairo ihr Uebergewicht nur dadurch behaupten, daß sie dieselben in steter Uneinigkeit miteinander zu erhalten verstopft und dann den Schiedsrichter zwischen den einzelnen Stämmen spielt. In der gegenwärtigen Bewegung in Ägypten sind die Beduinen noch wenig hervorgetreten, sie sind aber entschieden ein Element, mit welchem sowohl Arabi Pascha als auch die fremden Mächte zu rechnen haben und würden bei einer blutigen Lösung der ägyptischen Wirren sicher eine hervorragende Rolle spielen.

Zu der eingeborenen ägyptischen Bevölkerung gehören noch die Kopten, welche ihren Wohnsitz hauptsächlich in Oberegypten haben und, wie wir schon erwähnten, die direkten Nachkommen der alten Ägypter sind. Die Kopten zeigen in ihrer ganzen Körperbeschaffenheit noch den altägyptischen Typus: eine breite, meist niedrige Stirn, schwarzes, leicht gekräuseltes Haar, scharf geschnittene Nase, längliche große Augen, die immer von merkwürdig strahlendem Schwarz sind. Die Kopten, deren Zahl schwankend angegeben wird, von 300 000 bis 400 000, bilden innerhalb der christlichen Kirche eine ganz besondere Sekte, die sich stets äußerst feindselig gegen andere christliche Gemeinschaften erwies. Die Kopten bildeten

früher die Hauptbevölkerung Ägyptens, aber seitdem der Islam sie immer heftiger bedrängte, wodurch viele Kopten zum Uebertritt zur Religion des Propheten gezwungen wurden, sind sie bis auf den genannten, verhältnismäßig geringen Rest herabgesunken und es muß Wunder nehmen, daß dieser überhaupt noch vorhanden ist. Denn seit Ägypten sich in den Händen der Muhamedaner befindet, ist die Geschichte der Kopten eine einzige Kette von Ungerechtigkeiten, Bedrückungen und blutigen Verfolgungen, und diese Leiden sind auf Bildung und Charakter dieses Volkes von bedeutendem Einflusse gewesen. Der Kopte ist von finsterner Gemüthsart, mürrisch, mißtrauisch, im höchsten Grade geldgierig, lügnerrisch, falsch, heuchlerisch, kurz, in ihm drängt sich eine ganze Skala menschlicher Untugenden zusammen. Die geringen Kenntnisse, welche sich die Kopten in ihren Gemeindegemeinschaften erwerben, genügen, um sie als Schreiber, Rechnungsführer und Steuerbeamte zu verwenden und namentlich in letzterem Fache tritt ihre Geldgier in erschreckender Häßlichkeit zutage, da sie Bestechungsversuchen in ausgedehntestem Maße zugänglich sind, zugleich aber dem armen Fellah stets auf dem Nacken sitzen. Sonst sind die Kopten Handwerker, Kaufleute oder Gewerbetreibende; daß bei den ihnen innewohnenden Eigenschaften von einem ausgeprägten politischen Sinne nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich und die Kopten haben daher in der Geschichte Ägyptens stets nur eine passive Rolle gespielt.

Der eingeborenen Bevölkerung in Ägypten tritt die eingewanderte entgegen, also die Franken oder Europäer und Türken. Die Europäer wohnen fast ausschließlich in den größern Städten Unter-Ägyptens, also Kairo, Alexandrien, Port Said, Damiette, Rosette; ihre Zahl, welche sich auf etwas über 90 000 belief, dürfte sich aber infolge der andauernden Flucht vieler Familien aus Alexandrien wieder bedeutend vermindert haben. Was die Türken anbelangt, deren Zahl in Ägypten etwa 70 000 beträgt, so sind sie hier um kein Haar anders als an den Ufern des Bosphorus: derselbe indolente Menschen Schlag, der trägt in den Tag hineinlebt und alles in das Belieben Allahs stellt. Endlich sind noch die Mamelucken zu erwähnen, welche seit dem 13. Jahrhundert in Ägypten einheimisch sind und ursprünglich als Sklaven von den Kaukasusländern hereinkamen; sie bildeten später die Truppenmacht der trüben Osmanen, nahmen aber als Beys nach und nach den Zügel der Herrschaft in die Hand und herrschten auf unumschränkter Weise, bis sie von Mehemed Ali gestürzt wurden. Vorherrschend bei der ganzen Bevölkerung, abgesehen von den europäischen Elementen, ist die arabische Sprache, welche selbst bei Hofe die türkische verdrängt hat.

Aus so verschiedenartigen Bestandteilen ist die Bevölkerung des Pharaonenlandes zusammengesetzt und es dürfte schwerlich je gelingen, dieselben zu verschmelzen oder nur etwas mehr einander anzupassen. Vor allen Dingen müßte aber der Regierung daran liegen, die traurige Lage der geplagten Fellahs zu verbessern und ihnen ein menschenwürdigeres Dasein zu bereiten; leider ist hierzu vorläufig keine Aussicht vorhanden, so lange europäische Glücksritter in der

Verwaltung sitzen und sich gleich den vizeköniglichen Beamten auf Kosten der Fellahs die Taschen füllen. Auch sonst zehren noch eine ganze Menge sehr zweifelhafter Elemente an dem Marke des Landes, denn in Egypten treiben eine Unmasse von Derwischen, Pilgern, Bettlern, Magiern, Wahrsagern, Schlangenbeschwörern u. s. w. ihr Wesen und das Land muß alle diese unnützen Esser ernähren. So seufzt Egypten, dieses von der Natur doch so reich gesegnete Land, unter dem Druck widriger Verhältnisse, die das merkwürdige Schauspiel ermöglichen, daß eines der reichsten Länder der Welt, in dem sämtlicher Bodenertrag Staatsseinkommen bildet und in welchem Beamte und Militärs fast nie bezahlt werden, ungeheuer mit Schulden überlastet ist. Ordnung und Sparsamkeit sind den Finanzen fremd; es herrscht die schändlichste Verschleuderung des Staatseigentums. „Civilisation und Humanität“, von der vizeköniglichen Verwaltung oft gebrauchte Worte, sind ein leerer Schall geblieben. Die Mißhandlung des Volkes, der armen Fellahs, ist eine grauenhafte und Egypten wird sich nicht eher heben, bis das Los dieser beklagenswerten Menschenklasse erleichtert wird.

Eine neue Polar-Expedition.

Es herrschten noch bange Zweifel über das Schicksal der letzten amerikanischen Polar-Expedition, als schon der dänische Marine-Lieutenant A. Hovgaard, welcher an der „Vega“-Fahrt teilgenommen hatte, den Plan für eine neue arktische Expedition entwarf. Die Dänen haben wegen ihrer Besitzungen in Grönland ein besonders lebhaftes Interesse für derartige Unternehmungen, in kurzer Zeit war die erforderliche Summe, etwa 100 000 Mark, gezeichnet, und eben jetzt, da wir Gewißheit über das schreckliche Ende der „Jeannette“ erhalten haben, wird Hovgaard seine Reise antreten, deren Ziel im allgemeinen dahin geht, zu erfahren, ob Franz-Josephs-Land sich bis in die Nähe von Kap Tscheljuskin erstreckt und ob die Ostküste desselben hier nach Norden umbiegt.

So vermutet nämlich Hovgaard aus folgenden Gründen: Nach den Beobachtungen von Parry und Payer erstreckt sich das Meer weit nördlich von Spitzbergen, und das Franz-Josephs-Land reicht wahrscheinlich nicht viel weiter nach Westen, als es uns bisher bekannt ist. Grönland erhebt sich kaum über den 83. Breitengrad, und von da dürfte sich eine ziemlich breite Meeresstraße in westlicher und südwestlicher Richtung bis Point-Barrow hinziehen. Gewichtige Gründe sprechen dafür, daß nördlich von der Wrangell-Insel noch Land, sogar von beträchtlicher Ausdehnung sei. Als die „Vega“ in der Nähe der Beringstraße an der sibirischen Küste im Winterquartier lag, waren die Nordwestwinde dagegen kalt mit passatartigem Charakter. Dasselbst zogen auch zahlreiche Vogelschwärme nach Norden und daß sie nicht die Wrangell-Insel aufsuchten, geht daraus hervor, daß Berry diese Insel im Sommer sehr arm an Tieren fand. Berry beobachtete auch, daß im Norden der Wrangell-Insel das Meer sich allmählich verflache, was ebenfalls auf die Nähe festen Landes

hindeutet. Dieses unbekannt Land könnte etwa beim 75. Breitengrad beginnen, und unter Berücksichtigung der bis jetzt bekannten Tiefenverhältnisse bei den neusibirischen Inseln ist man berechtigt, für die Südküste derselben einen nordwestlichen Verlauf anzunehmen. Zwischen dem unbekannt Lande und der sibirischen Küste bildet das Meer ein leichtes Becken, aus dem sich die neusibirischen und die von der „Jeannette“ entdeckten Inseln erheben. Auch im Westen von Kap Tscheljuskin ist das Meer leicht, östlich dagegen hat die „Vega“-Expedition 70 Faden gelotet, und etwas weiter von der Küste entfernt konnte Prontschitschew im Jahre 1736 bei 120 Faden noch nicht den Grund erreichen. Es scheint, daß das Tiefwasser nicht mit jenem zwischen Nowaja-Semlja und Franz-Josephs-Land, sondern mit dem bei der Henriette-Insel zusammenhängt und weiterhin eine Verbindung besteht mit den Tiefen zwischen Spitzbergen und Grönland. Ist diese Annahme richtig, so kommt man auf eine nordwestliche Begrenzung des unbekannt Landes.

Bezüglich des Franz-Josephs-Landes deuten manche Thatsachen darauf, daß es sich weit nach Osten in die Nähe von Kap Tscheljuskin ausbreitet. An der Ostseite des Austriafundes sah Payer einen mächtigen Gletscher, dessen Front sich auf mehr als einen halben Breitengrad in nord-südlicher Richtung erstreckt. Dies setzt ein großes Hinterland voraus, welches selbstverständlich in senkrechter Richtung zur Front des Gletschers gesucht werden muß, daher in einer Richtung, die gegen Kap Tscheljuskin führt. Die schwedische Expedition beobachtete 1878 einen großen Schwarm Ringelgänse, der nach Süden zog und vermutlich von einem im Norden von Kap Tscheljuskin gelegenen Lande kam. Im Winterquartier des „Tegethoff“ herrschten ständig nordöstliche Winde, was gleichfalls auf ein großes Land in dieser Richtung hinweist. Endlich deuten auch die Tiefenverhältnisse im nördlichen Teile des Karischen Meeres darauf hin. Das bereits erwähnte Tiefwasser zwischen Nowaja-Semlja und Franz-Josephs-Land reicht südwärts an die Jugorstraße, während man östlicher bis hinauf zum 78. Grad nicht über 50 Faden Tiefe gefunden hat und gleich östlich vom Kap Tscheljuskin sich wieder Tieffee befindet. Es kann daher Franz-Josephs-Land nicht weit vom Kap Tscheljuskin sein, und die Küste desselben muß nach Norden umbiegen. Weiter nach Osten, vom Franz-Josephs-Land durch einen Meeresarm getrennt, befindet sich das im Norden der Wrangell-Insel vermutete Land, das mit breiter Basis bis nahe an den Pol reichen dürfte.

Nachdem so Hovgaard das Manövrierfeld gewissermaßen abgesteckt hat, erörtert er die Frage, wie man das hypothetische Land am besten erreichen und auf demselben sich dem Nordpol möglichst nähern könne. Er hält, wie sich aus den vorausgeschickten Erörterungen von selbst ergibt, den Weg über Kap Tscheljuskin für den mindest gewagten und aussichts-vollsten. Er besorgt nicht, daß man hier denselben widrigen Strömungs-Verhältnissen begegnen werde, wie zwischen Nowaja-Semlja und Franz-Josephs-Land, nämlich einem östlichen Ströme im südlichen Teile und einem entgegengesetzten Ströme im nörd-

lichen Teile der Straße. Die ungünstigen Eisverhältnisse, welche der „Tegetthoff“ fand, sind nicht auf Meeresströmungen, sondern auf die Windrichtung zurückzuführen; sollten jene aber gleichwohl im Norden von Nowaja-Semlja vorhanden sein, so erstreckt sich ihr Einfluß nicht in das Karische Meer, weil dieses durch die oberhalb Kap Tscheljuskin vorgelagerte Untiefe abgeschlossen ist und dadurch den Charakter eines Binnenmeeres erhält, und die Stromverhältnisse dürften denen im Kattegat ähnlich sein.

Vielmehr nimmt Hovgaard, wie uns scheint auf ziemlich schwankender Grundlage, an, daß ein durch die Zuflüsse des Ob und Jenissey erwärmter Strom nach Osten um Kap Tscheljuskin fließe und hier nach Norden in den Meeresarm umbiege, der zwischen Franz-Josephs-Land und der bis nun unbekanntesten Westküste des Wrangell-Landes angenommen wird. Wenn es gelingt, von Kap Tscheljuskin die Südspitze des Franz-Josephs-Landes zu erreichen, so könnte man die Ostküste des Franz-Josephs-Landes verfolgen, an geeigneter Stelle den Meeresarm überlegen und in höherer Breite die Westküste des Wrangell-Landes erreichen, um von hier aus zu Lande nach Norden vorzubringen. Die Fahrt längs der Ostküste des Franz-Josephs-Landes wird zwar von Fachmännern als kaum durchführbar bezeichnet, weil erfahrungsgemäß in arktischen Gegenden die Eismassen sich immer an den Ostküsten häufen. Diese Thatsache erklärt aber Hovgaard nicht aus der Rotation der Erde allein, sondern vorwiegend aus lokalen Wind- und Strömungsverhältnissen. So sei die Ostküste Grönlands deshalb so schwer zugänglich, weil die von Norden kommende Strömung gegen dieselbe gedrängt werde. Hier aber habe der Strom die Richtung von Süd nach Nord, er müsse daher nach Osten, d. i. gegen die Westküste des unbekanntesten Landes treiben und dadurch die Ostküste von Franz-Josephs-Land zugänglicher machen.

Das nächste Reiseziel ist das Karameer. Sollte dies noch mit Eis erfüllt sein, so wird inzwischen der Westküste von Nowa-Semlja vermessen und ein sicherer Hafen für die Handelsschiffe vermittelt, welche den Aufbruch des Eises abwarten müssen, um nach dem Ob und Jenissey zu gehen. Wird Kap Tscheljuskin noch in der günstigen Jahreszeit erreicht und gestatten es die Verhältnisse, so soll noch in diesem Jahre der Versuch gemacht werden, die Südspitze des Franz-Josephs-Landes zu erreichen, im andern Falle aber wird die Expedition am Kap Tscheljuskin überwintern und mittelst Schlitten Rekognoszierungen ausführen. Im Sommer 1883 wäre neuerdings zu versuchen, nach Norden mit dem Schiffe vorzudringen, und im Herbst soll die Rückreise angetreten werden.

Wie eingangs bemerkt, ist die Expedition gesichert und in den nächsten Tagen kann die Nachricht von ihrem Aufbruche eintreffen. Der Expeditions-Dampfer hat 150 Tonnen Tragfähigkeit, ist mit 20 Leuten, darunter 6 Offizieren und Gelehrten, bemannt, für 27 Monate verproviantiert und führt hinreichend Kohlen, um 10 000 Kilometer dampfen zu können. Da das Schwergewicht der Expedition in den Schlittenreisen liegt, so ist für die Bewerk-

stelligung derselben mit aller Sorgfalt vorgesehen. — Glück auf!

Ueber Autor und Publikum

teilt der P. L. an der Hand des Studiums der Leihbibliotheken folgende Beobachtungen mit:

Auch das Publikum krümmt sich, wenn es getreten wird, ja es sticht dem Peiniger sogar empfindlich in die Ferse. Da die meisten Leser bis zu einem gewissen Grade auch schreiben können, so bewaffnen sie nicht nur ihre Augen, sondern auch ihre Hand, wenn sie ein Buch aufschlagen. Mit gezücktem Bleistift, ja mit eingelegter Stahlfeder traben sie durch den Feilenwald, wie auf Abenteuer, und wehe dem Verfasser, wenn er ihnen darin zu böser Stunde begegnet. Ein Buch, das von vielen gelesen worden, birgt mancherlei kritische Hieroglyphen, und wenn die pompejanischen Wandmalereien ihre Litteraturgeschichte haben, warum sollte man nicht einen Blick werfen dürfen auf die Handbemerkungen des lebenden Publikums? Die Unschulbigsten sind jene Kieselsteine, welche auf der Tafel jedes gelesenen Buches ihren Namen verzeichnen müssen. Klügere machen auf dem Titelblatt eine kurze Notiz: „Zu lesen angefangen den 25. Dez. 1873“ und am Schlusse: „Ausgelesen den 12. März 1874.“ Gewöhnlich ist ein nicht unbedeutender Zeitraum zwischen diesen beiden Daten zu konstatieren. Auf manchem Buchdeckel findet man eine Bemerkung wie: „Dieses Buch ist sehr schön“, oder „Dieses Buch ist sehr dumm.“ Die erstere Formel zeigt meist weibliche, die letztere kaufmännische Schriftzüge. Manchmal ist die Form, in der solche unklare Empfindung ausgedrückt wird, etwas individueller; auf Hackländers „Neuem Don Quixote“ z. B. fand ich das Bekenntnis: „Der alte ist mir lieber!“ Von anderer Hand freilich dicht darunter geschrieben: „Den haben Sie gar nicht gelesen, Sie Dings, Sie!“ Denn derartige Kritik ist zweischneidig und ruft oft eine Antikritik hervor, die sich der Kritikus schwerlich an den Spiegel stecken würde. Andere Leser haben eine unwiderstehliche Neigung zum Unterstreichen. Der Tiefinn solcher Sätze braucht nicht groß zu sein; ich fand auch folgende Sätze herausgestrichen: „Ach, der Winter kommt nur zu bald!“ . . . „Lust und Leid sind Tag und Nacht des Herzens“ . . . „Es giebt nichts Seligeres als den Frieden eines guten Gewissens.“ Häufiger noch als die Unterstreicher mit ihrer horizontalen Kunst sind aber jene Anstreichergerienies, die ihren Beifall durch senkrechte Striche am Blattrande ausdrücken und ein halbes Buch anzustreichen imstande sind. Ein merkwürdiges statistisches Talent entdeckte ich in einem Exemplar von Jean Pauls Quintus Fylein; der Mann hatte berechnet, daß in dem Buche 1495 „s“ fehlen, diejenigen nämlich, welche Jean Paul in seinen zusammengesetzten Wörtern (Rechtsanwalt, Himmelskörper u. dgl.) halbstarrig wegläßt. Und dabei stand noch die Bemerkung; „Er schreibt aber doch Hausbuch und nicht Haubuch.“ Eine eigen-tümliche Existenz ist auch die des Ergänzers. Er sticht die halben Citate heraus und setzt die fehlende

Hälfte seitlich an. Der Verfasser hat z. B. eine psychologische Excursion mit den klassischen Worten geschlossen: „Der Wahn ist kurz;“ unser Ergnzer schreibt an den Rand dazu: „Die Reu ist lang.“ Sah ich doch selbst in Goethes „Faust“ einmal bei der Stelle: „Wer sie nicht konnte, die Elemente“ beige-schrieben: „innig gefeilt;“ Goethe mit Schiller gefeilt, das muß doch halten! Noch andere Schreiber haben den Sport, auf die Fragen des Verfassers zu antworten. Er schreibt z. B.: „Ist es möglich, daß ein gebildeter Mensch so tief sinke?“ Einer, der alles weiß, schreibt dazu: „D ja!“ Besonders verlegend ist dies für den Verfasser, wenn er sich mit seiner Frage direkt an den Leser gewendet hat, z. B.: „Du wchtest wohl wissen, lieber Leser, ob . . .“ u. s. w. Ein unangenehmer Mensch schreibt dazu: „Bin gar nicht neugierig.“ In „Jane Eyre“ schreibt die Verfasserin einmal: „Wir berspringen nun zehn Jahre;“ ich sah von zarter Damenhand dabei die Worte stehen: „Springen Sie nur allein, ich will nicht im Handumdrehen so alt werden.“ Uebershaupt ist es merkwürdig, wie leicht die Leserinnen sich von der Lectüre beleidigt fühlen. „Die geneigte Leserin,“ dieser Ausdruck kommt in einem Karoline Pichlerschen Romane öfters vor; er war in dem Exemplare, das ich durchblättert, jedesmal kritisiert. Das erste Mal stand dabei: „Sie halten mich wohl für bucklig?“ Das zweite Mal war „geneigte“ gestrichen und statt dessen „schöne“ beige-schrieben. In einem Romane von Claren, wo der Leser fortwährend mit „Du“ angeredet wird, fand ich jedes „Du“ in „Sie“ verwandelt; die weibliche Hand war unverkennbar. Vollends, wenn es sich um Toilettesachen handelt! In Dingelstedts „Amazone“ heißt es von der Heldin, sie habe Handschuhe Nummer 6¾ gebraucht. Eine Dame schrieb mit zornigen Schriftzügen darunter: „Es, Sie Tr . . . l.“ Sie machte aber keine Punkte, sondern schrieb das Wort deutlich aus.

Denkspruch.

Fert'ger Stahl kommt nicht aus Bergen,
Den muß erst der Hammer schaffen,
Den muß erst das Feuer glühen,
Dann wohl formt man ihn zu Waffen.
Liebesglück fällt nicht vom Himmel,
Liebe wohnt nur im Herzen,
Doch ihr Glück wird erst gewonnen
Unter Kummer, unter Schmerzen.

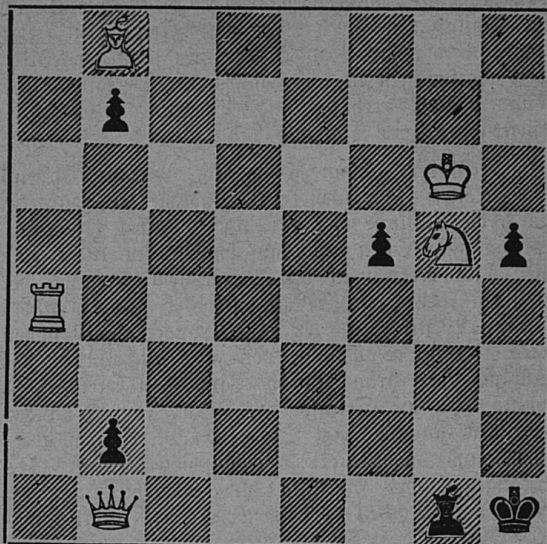
W. Constant.

Lesefrchte.

Ist vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt, so von der Sentenz zur Phrase ein halber.
Die Liebe wandelt sogar die Funktionen der Organe: während die Lippen stumm sind, sprechen die Augen.
Prahlt jemand mit ihm erwiesenen Ehrenbezeugungen, so dokumentiert er zugleich die Ungewohntheit und Seltenheit derselben.

Schachaufgabe

von
W. A. Schinkman.
Schwarz.



Weiß.

Mat in 2 Zügen.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 7 des Erzählers:

- A. 1. D a 7 — e 1. 1. K e 4 — f 3.
2. L a 4 — c 6 mat.
B. 1. 1. K e 4 — d 3.
2. L a 4 — c 2 mat.
C. 1. 1. K e 4 — f 5.
2. L a 4 — c 2 mat.
D. 1. 1. K e 4 — d 5.
2. e 4 — e 5 mat.

Richtig gelöst von Elise S. und G. K. hier.

Charade.

Es scheut das erste Silbenpaar das helle Tageslicht —
Der Sonne goldig-warmer Strahl behagt ihm einmal nicht;
Die beiden Letzten dienen meist nur leerer Eitelkeit
Und ihrem Kultus haben sich die Damen stets geweiht.
Das Ganze hat vor langer Zeit in Deutschland einst gelebt
Und seine lust'gen Thaten sind von Sagen auch umwebt —
Sein Name aber lebt noch frisch zum heut'gen Tage fort,
Denn er ist ja von alters her bekannt an jedem Ort!

Auflösung des Rtfels in vor. Nr.:
Ode, Mode, Moder.

Richtig angegeben von H. L., W. B. und L. P. hier, J. K. in Hilben und L. Sch. in Monheim.